

Steffen Wittig
Ralf Mayer
Julia Sperschneider *Hrsg.*

Ernesto Laclau

Pädagogische Lektüren

 Springer VS

Ernesto Laclau

Steffen Wittig · Ralf Mayer ·
Julia Sperschneider
(Hrsg.)

Ernesto Laclau

Pädagogische Lektüren

 Springer VS

Hrsg.

Steffen Wittig
Institut für Erziehungswissenschaft
Universität Kassel
Kassel, Deutschland

Ralf Mayer
Institut für Erziehungswissenschaft
Universität Kassel
Kassel, Deutschland

Julia Sperschneider
Institut für Erziehungswissenschaft
Universität Kassel
Kassel, Deutschland

ISBN 978-3-658-43181-5

ISBN 978-3-658-43182-2 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-43182-2>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2024

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geographische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Stefanie Laux

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Das Papier dieses Produkts ist recycelbar.

Inhaltsverzeichnis

Was kann es heißen, Ernesto Laclau pädagogisch zu lesen?	1
Steffen Wittig und Julia Sperschneider	
Zur Politizität pädagogischer Beziehungen	43
Carsten Büniger und Kerstin Jergus	
Ontological Instrumentalism, the Autotelic, and the Impossible Identity of Education	67
F. Tony Carusi und Tomasz Szkudlarek	
„Inklusion“ als leerer Signifikant?	87
Jens Geldner-Belli	
Das Politische und Bildung	109
Matthias Rangger	
Solidarity with Youth Climate Activists	129
Claudia W. Ruitenberg und Tierney Wisniewski	
Hegemonie und Repräsentation	149
Alfred Schäfer	
Funktionale <i>Leere</i> bildungspolitischer Begrifflichkeiten	165
Katharina Scharl	
Das Paulus-Moment	195
Alex Demirović	
The Democratic Teacher as Political Organizer	225
Itay Snir	



Was kann es heißen, Ernesto Laclau pädagogisch zu lesen?

Steffen Wittig und Julia Sperschneider

Einen Sammelband unter den Titel einer *Pädagogischen Lektüre* der theoretischen Positionierungen Ernesto Laclaus zu stellen, d. h. zu versuchen, seine Perspektive pädagogisch zu lesen, kämpft mit einigen Schwierigkeiten. Eine davon ist die Frage danach, was überhaupt eine Lektüre zu einer *pädagogischen* macht.¹ Ist es der Gegenstand, der ein Theorieangebot als pädagogisch relevant betrachten lässt? Sind es die Thematiken, die in einer konkreten wissenschaftlichen Optik verhandelt werden, in denen etwas Pädagogisches, ein pädagogischer Kern, gefunden werden kann? Oder ist es die Position der Lesenden oder die Praxis des Lesens selbst, die als pädagogisch attribuiert werden können?

Werden die mittlerweile in den letzten Jahren zu einer stolzen Menge angewachsenen Beispiele *Pädagogischer Lektüren*² genauer betrachtet, so fällt

¹ Eine weitere im Grunde hieran anschließende Schwierigkeit ist, dass Laclau sich kaum je zu Pädagogik, pädagogischen Institutionen oder Problematiken geäußert hat. Wie sich damit umgehen lässt, dazu entwickeln nicht nur wir weiter unten einige Gedanken, sondern auch etliche der Autor:innen befassen sich explizit damit (bspw. in diesem Band Bünger und Jergus, Geldner-Belli oder Skudlarek und Carusi).

² Vgl. Ricken & Rieger-Ladich, 2004; Koller & Rieger-Ladich, 2005, 2009, 2013; Ricken & Balzer, 2012; Ragutt & Zumhof, 2016; Rieger-Ladich & Grabau, 2017; Mayer et al., 2019.

S. Wittig (✉) · J. Sperschneider
Universität Kassel, Kassel, Deutschland
E-Mail: steffen.wittig@uni-kassel.de

J. Sperschneider
E-Mail: julia.sperschneider@uni-kassel.de

wenigstens eines ins Auge: Das, was als *pädagogische Lektüre* jeweils aufgerufen wird, lässt sich nicht ohne Weiteres auf einen Aspekt reduzieren, sondern ist vielgestaltig und heterogen.

Wir wollen im Rahmen dieser Einleitung in einem ersten Schritt zunächst betrachten, wie das, was als *pädagogische Lektüre* bezeichnet wird, verhandelt wird und welche Verschiebungen sich aufzeigen lassen, wenn nicht bloß *zu*, sondern *mit* Laclau pädagogisch gelesen werden soll (1). Danach skizzieren wir die gemeinsame Perspektive Laclaus und Mouffes (2), indem wir die Problemfelder von Diskursivität und Offenheit (3), Antagonismus und Antagonismen (4), Artikulation, Äquivalenz und Differenz (5) sowie Hegemonie und radikaler Demokratie (6) thematisieren. Die je eigenen Schwerpunktsetzungen von Mouffe bzw. Laclau in der Betrachtung des Politischen werden daran anschließend kurz diskutiert (7). Hiernach wird die bisher noch sehr sporadische Aufnahme im pädagogischen Diskurs erläutert (8), bevor abschließend ein kurzer Überblick über die Beiträge des vorliegenden Bandes erfolgt.

1 Pädagogische Lektüren

Wird anhand der bisherigen Veröffentlichungen unter dem Titel *Pädagogische Lektüren* die Frage gestellt, was eine Lektüre zu einer pädagogischen macht, so fallen einige systematisch relevante Aspekte ins Auge. Nimmt man bspw. in den Blick, wie Markus Rieger-Ladich und Christian Grabau (2017) den Begriff der *pädagogischen Lektüre* in ihrem Sammelband zu Pierre Bourdieu aufrufen, so zeigt sich, dass dieser Terminus zwischen einem „pädagogischen Denkstil“ (ebd., S. 3) und der Anschlussfähigkeit einer erziehungswissenschaftlichen Position für „Vertreter/innen benachbarter Disziplinen“ (ebd., S. 4) changiert. Rieger-Ladich und Grabau verweisen zunächst auf eine zuletzt intensiviertere Beschäftigung mit der Bourdieu'schen Theorie und stellen dann deren Anschlussfähigkeit für pädagogische Perspektiven einerseits und mit Verweis auf die Arbeiten Siegfried Bernfelds einen „pädagogischer Denkstil“ (ebd.) andererseits heraus. Diesen heuristischen Vorschlag aufnehmend, wird betrachtet, wie der Punkt der Anschlussfähigkeit in den bisherigen Lektüren verhandelt wird und was als ein pädagogischer Denkstil profiliert wird.

Anschlussfähigkeit kann wenigstens nach zwei Richtungen hin untersucht werden: Zum einen hinsichtlich eines erziehungswissenschaftlichen Interesses an den Problemstellungen, Theoriediskursen und Fragehorizonten der Nachbardisziplinen und zum anderen, gleichsam in einer Umkehr des Blicks, hinsichtlich

des Interesses der Nachbardisziplinen an erziehungswissenschaftlichen Perspektiven. Mit Bernfeld (1925/1973) lässt sich die Frage aufwerfen, ob die Pädagogik überhaupt ohne interdependente Referenzen auf benachbarte wissenschaftliche Disziplinen zu denken ist. Dieser sieht „Sinn und Funktion der Pädagogik“ in der „Rationalisierung der Erziehung“ (ebd., S. 15) und des Unterrichts. Da die Pädagogik nach Bernfeld als „Rationalisierungsinstanz“ nur in „keimhaftem Zustand“ (ebd.) existiert, müsse sie sich notwendigerweise an anderen Disziplinen wie der Medizin, der Psychologie, der Soziologie, der Dichtung, der Kunst oder der Philosophie (vgl. ebd., S. 12, 35) orientieren. Heinrich Roth (1966) justiert Bernfelds Gedanken der Verwiesenheit der Disziplin in seinem Aufsatz *Erziehungswissenschaft zwischen Psychologie und Soziologie* vier Jahrzehnte später nochmals anders: Vor dem Hintergrund der von ihm ausgerufenen empirischen Wende in der Erziehungswissenschaft können „Desiderate, die“ die Erziehungswissenschaft „aus ihrer Praxis im Umgang mit den Menschen anmelden muß“, ohne die „Hilfe von Psychologie und Soziologie nicht [ge]lös[t]“ werden (ebd., S. 80).

Dagegen betonen nicht nur Rieger-Ladich und Grabau sondern auch Norbert Ricken und Nicole Balzer (2012) in ihrer Einleitung zu *Judith Butler: Pädagogische Lektüren* eine wechselseitige Verwiesenheit. Entscheidend sei, so Ricken und Balzer, dass Positionierungen anderer Disziplinen eine sowohl befremdende als auch konstituierende Bedeutung für erziehungswissenschaftliche Diskurs haben können. Die starke Rezeption von Ansätzen und Theorien aus der Philosophie, Soziologie, Politikwissenschaft, Psychologie usw. in der Erziehungswissenschaften könnte einerseits als „Ausdruck schwacher disziplinärer Grenzen“ bzw. als „disziplinäre Selbstabwertung“ (ebd., S. 9), aufgerufen werden. Das (Fach-)Fremde artikuliert sich in dieser Lesart als etwas Bedrohliches. „Rezeptionspraktiken geraten solchermaßen zu einer Art Selbstkolonialisierung, die ihrerseits die Forderung nach ‚einheimischen Begriffen‘ (Herbart) geradezu gegenzyklisch beschwört“ (ebd., S. 10). Andererseits wird es aber auch möglich, die unhintergehbare Verwobenheit von pädagogischem Fachdiskurs und dem scheinbar Fachfremden zu betonen: Das erziehungswissenschaftlich anscheinend Eigene artikuliert sich erst am und mit dem vermeintlich (Fach-)Fremden. Die „Rezeption“ wird so „zu einem Ort, an dem das Eigene am vermeintlich Fremden allererst erarbeitet und konturiert werden muss: zum einen, weil andere und neue Blicke nicht nur Bisheriges anders sehen lassen, sondern auch überhaupt anderes am Pädagogischen neu sehen lassen; zum anderen, weil in diesen Blicken sich immer auch kategoriale Justierungen verschieben“ (ebd., S. 10). Eine pädagogische Lektüre ist damit eine erkundende Bewegung möglicher relevanter interdisziplinärer Positionierungen, die vielleicht einen „festen Platz im Korpus

der pädagogisch relevanten Schriften“ (ebd., S. 9) finden könnten. Ricken und Balzer schlussfolgern für ihre pädagogische Lektüre:

„Um also nicht ‚Fremdes‘ bloß aus fixer Eigenperspektive aufzurufen oder gar abzuwehren, ist eine intensive Lektüre vonnöten – eine Lektüre, die eine ebenso präzise wie auch breite Auseinandersetzung mit den rezipierten Schriften meint und auch das Rezipierte nicht nur auf die eigenen Fragestellungen zu beziehen vermag, sondern auch systematisch in die pädagogische und erziehungswissenschaftliche Problematik selbst voranzutreiben sucht.“ (Ricken & Balzer, 2012, S. 10 f.)

Eine solche Hervorbringung eines erziehungswissenschaftlichen Eigenen in der Konfrontation mit dem scheinbar (Fach)Fremden, bildet einen Umgang mit einem Problem, das u. a. Ricken (2016) in seiner Untersuchung des pädagogischen Blicks herausstellt. Er konstatiert, es sei „klar [...], dass das Pädagogische des Blicks [aufgerufen als eine sich zu etwas hinwendende Praxis – d.A.] weder gegenstandstheoretisch durch den Blick auf Kinder noch als Blick im Kontext von Schule oder anderen pädagogischen Institutionen bestimmt werden kann“ (ebd., S. 44). Im Blick *auf etwas*, bspw. ein Kind, wird einerseits das Angeblickte und andererseits die Position, aus der heraus der Blick erfolgt, bspw. eines:r Lehrer:in, erst „durch die Bezugnahme auf und Einordnung in die eigenen Kategorien und Vorverständnisse“ (ebd., S. 51) als pädagogisch konstituiert. Es kann also weder per se von einem spezifisch pädagogischen Objekt gesprochen werden noch von einer typisch pädagogischen Position. Beide bringen sich praktisch erst in einer konkreten Form der Relationierung und Hinwendung als pädagogisch hervor. Auch die Identifikation eines Gegenstandes oder einer Thematik als pädagogisch erweist sich als das Ergebnis einer ebenso praktisch wie machtvoll sich vollziehenden Operation. Hierauf verweisen auch Jean-Marie Weber, Karl-Josef Pazzini und Manuel Zahn (2018) in ihren psychoanalytischen und pädagogischen Lektüren von Lehrer:innenfilmen. Interessant ist für sie dabei insbesondere das machtvolle „Verhältnis“ (ebd., S. 2), in dem nicht nur ein spezifisches Subjekt oder Objekt, auf das sich bezogen wird, nicht nur eine Position, die sich auf etwas Bestimmtes bezieht, sondern auch eine partikuläre Thematik bzw. Problematik als pädagogische markiert wird. Ähnlich in Bezug auf die Fokussierung der performativen Verhältnissetzung argumentieren auch Hans-Christoph Koller und Markus Rieger-Ladich (2005, 2009, 2013) in ihren pädagogischen Lektüren zeitgenössischer Romane: „Das Interesse einer erziehungswissenschaftlichen Lektüre literarischer Texte richtet sich [...] nicht nur darauf, wovon in (erzählender) Literatur die Rede ist, sondern gilt auch der Frage, wie jeweils erzählt wird bzw. welche pädagogisch oder bildungstheoretisch relevanten Einsichten durch die ‚Art des Erzählens‘ eröffnet werden“ (ebd. 2005, S. 9). Eben weil es „unklar

scheint“, wie u. a. Ricken (2016) deutlich macht, „was denn“ bei anscheinend relevanten pädagogischen Fragestellungen, Begriffen, Praktiken usw. „als Kriterium des Pädagogischen zu fungieren vermag“ (ebd., S. 44), eben weil das Pädagogische eine Leerstelle markiert (vgl. Schäfer, 2009), ist „die erziehungswissenschaftliche Begriffs- und Theoriebildung auf Beschreibungen pädagogisch relevanter Situationen und Sachverhalte angewiesen“ (Koller & Rieger-Ladich, 2013, S. 8). Diese aber bringen erst das hervor, was als das Pädagogische einer pädagogischen Lektüre oder ein pädagogischer Denkstil benannt werden könnte (vgl. Rieger-Ladich & Grabau, 2017, S. 3 f.).

Vor dem Hintergrund eines solchen problematisierenden Beginns lässt sich nun nochmals fragen, was eine pädagogische Lektüre Ernesto Laclaus heißen kann. Man könnte sie als ein interdisziplinäres Miteinander-ins-Gespräch-Bringen, eine Erkundung, Relationierung oder Irritation fremder und eigener Orientierungen und Problemstellungen justieren.

Gleichzeitig müsste danach gefragt werden, inwiefern die theoretischen Einsätze Laclaus und Mouffes das, was als eine pädagogische Lektüre bisher bestimmt wurde, nochmals verschieben. Der Begriff des Denkstils etwa legt eine Fokussierung von Denkleistungen einzelner Subjekte und deren habitualisierte Weisen des denkenden Zugriffs, eines ebenso geformten wie formenden Verhältnisses zu seinen Gegenständen nahe. Radikaldemokratische, hegemonietheoretische und auch die weiter oben angeführten praktisch-performativen Zugänge eröffnen demgegenüber dekonstruktive Perspektiven auf das Soziale und dessen Hervorbringung unter den Bedingungen von Macht, Hegemonie, Artikulation usw. Mit diesen ist nicht mehr ohne Weiteres zu bestimmen, welcher Status den einzelnen (denkenden) Subjekten zukommt. Es wird vielmehr danach zu fragen sein, welche Positionierungen, Verallgemeinerungen und Äquivalenzbildungen zum Tragen kommen, die einen pädagogischen Denkstil oder Zugang von anderen nicht-pädagogischen abzugrenzen und zu profilieren versuchen. Und es werden pädagogische Diskursräume und Artikulationen, erziehungswissenschaftliche Institutionen und Vertreter:innen sowie deren Positionierungen in akademischen, intellektuellen, zivilgesellschaftlichen usw. Feldern als politische Einsätze betrachtet werden müssen. Gleichfalls kann eine pädagogische Lektüre dahingehend untersucht werden, welche Ein- und Ausschlüsse, diskursiven Verschiebungen und Positionierungen sich in ihr oder durch sie artikulieren. Anschlussfähigkeit wäre dann als etwas zu betrachten, das nicht einfach vorliegt, sondern zuallererst und immer wieder neu hergestellt wird bzw. werden muss. Es wird dann auch danach zu fragen sein, unter welchen Bedingungen bestimmte Anschlüsse oder Ausschlüsse als überzeugend und plausibel oder als unpassend und nicht gelungen erscheinen und welche hegemonialen sozialen Orientierungen

usw. hierbei Bedeutung gewinnen. Versuche 'das Pädagogische' zu konturieren, müssen demzufolge stets auch mit Fragen nach der machtvollen Hervorbringung des Sozialen (also auch des Pädagogischen) verbunden werden.

Wie kann nun aber der theoretische Einsatz umrissen werden, vor dessen Hintergrund sich die Frage nach einer 'pädagogischen Lektüre' stellt?

2 Unmögliche Identität

Es ist u. a. die in *Hegemonie und radikale Demokratie* geteilte Perspektive der prinzipiellen *Möglichkeit der Infragestellung* jeglicher Fixierungen des Sozialen, die Laclau und Mouffe, neben ihrer zentralen Perspektive auf Diskurs und Hegemonie, als gemeinsame Position entwickeln (vgl. Nonhoff, 2007). Hildebrand und Séville (2015) fassen dies sehr pointiert zusammen: Laclaus und Mouffes „gemeinsamer Theoriesockel“ besteht in einer Gleichzeitigkeit von „Postfundamentalismus und politischer Ontologie“ (ebd., S. 29)³. Ihr auf diesem Sockel errichtetes „gemeinsames Theoriegebäude“ (ebd., S. 30) konstituiert sich wiederum durch drei zentrale Perspektivenbündel, in denen sich heterogene theoretische Bezüge komprimieren: erstens durch den Begriff des „Diskurses“, zweitens durch die damit zusammenhängende Frage des Politischen und des hiermit verbundenen Konnex von Antagonismus und Artikulation und drittens durch die Möglichkeit der hegemonialen „Neubeschreibung von Gesellschaft, Kultur und Identität“ (ebd.).⁴ Die meisten Rezeptionen setzen an dieser gemeinsamen Theorieposition Laclaus und Mouffes an.

In *Hegemonie und radikale Demokratie* versuchen sich Laclau und Mouffe an einer Dekonstruktion unterschiedlicher marxistischer Einsätze und formulieren hieraus eine „allgemeine Diskurstheorie“ (Stäheli & Hammer, 2016, S. 63). Folgt man Reckwitz (2011, S. 300), so ist diese Theorie des Diskurses keine Bricolage aus mehreren den Diskurs thematisierenden theoretischen Positionen. Viel eher konstituiert sich bei Laclau und Mouffe ein theoretisches Konstrukt, das entscheidend durch zwei „Theoriekomplexe“ (ebd., S. 301) geprägt ist. Einerseits zu

³ Für Critchley (2004, S. 117) besteht nicht nur die Stärke, sondern auch das wesentliche Problem in Laclaus Diskursbegriff gerade in dieser Doppelung. Er schreibt: „The problem with Laclau's discourse is that he makes noises of both sorts, both descriptive and normative, without sufficiently clarifying what it is that he is doing. This is what I mean by suggesting that there is the risk of a kind of normative deficit in the theory of hegemony.“

⁴ Auch in anderen Rezeptionen ist man weitgehend mit den Punkten des Diskurses und der Hegemonie d'accord (vgl. Nonhoff, 2007).

nennen ist hier die Relevanz postmarxistischer Positionen, vor allem der Hegemonietheorie Antonio Gramscis (1991). Andererseits ist zugleich ein ganzes Bündel an Perspektiven für die Optik Laclaus und Mouffes leitend, die „poststrukturalistisch“ (ebd.) genannt werden könnte: Neben Momenten des an Michel Foucault nur angelehnten (und nicht – wie oft suggeriert – ähnlichen oder gleichen) Diskursbegriffs⁵ und der strukturalistischen Zeichentheorie Ferdinand de Saussures ist auch die psychoanalytische Perspektive Jacques Lacans zu betonen. Wir können in dieser Einleitung nur auf einige wenige theoretische Bezüge eingehen, die sich im Blickwinkel Laclaus und Mouffes finden. Beginnen werden wir, um diese theoretische Kontextualisierung zu begrenzen, mit den Problematisierungen, die für Laclau und Mouffe in *Hegemonie und radikale Demokratie* vordergründig sind.

Sie setzen ihre Analysen in *Hegemonie und radikale Demokratie* an einer Beobachtung des Scheiterns des Marxismus Mitte und eines weltweiten Aufbrechens sozialer Bewegungen Ende der 1970er bzw. Anfang der 1980er Jahre an.⁶ „Linkes Denken“, so Laclau und Mouffe,

⁵ Die hierum sich bündelnden Diskussion sind hier nicht irrelevant. Butler (2013, S. 215) behauptet bspw., dass Laclau und Mouffe den Diskursbegriff Foucaults weiterentwickelt haben (vgl. ebd., S. 215). Glasze und Mattisek (2015) betonen dagegen, dass sich Laclau und Mouffe zwar „explizit auf den Diskursbegriff in der ‚Archäologie des Wissens‘ [beziehen]“ (ebd., S. 158). Jedoch sei es wichtig zu unterstreichen, dass beide „Diskurskonzepte“ differieren, „denn Laclau und Mouffe gehen konsequenter als Foucault über den Bereich der Sprache hinaus: Für die beiden Politikwissenschaftler_innen gibt es keinen dem Menschen zugänglichen Bereich des Außer- bzw. Vordiskursiven. Vielmehr sind gemäß der Diskurstheorie von Laclau und Mouffe alle sozialen Beziehungen die letztlich immer fragilen und temporären Ergebnisse diskursiver Auseinandersetzungen“. (ebd.) Laclau (2013a, S. 353) selbst bestätigt dies und sagt, dass der Foucault'sche Diskursbegriff für seinen „Ansatz“ von „sehr geringem Einfluss“ war und er der Diskurstheorie Foucaults „gegenüber nur eine sehr bedingte Sympathie“ empfindet. Er betont vielmehr die Differenz zum Diskursbegriff Foucaults: „Der Begriff des ‚Diskurses‘, den Mouffe und ich in diesem Buch ausgearbeitet haben, unterscheidet sich stark von Foucaults Diskursbegriff, da dieser auf einer Unterscheidung zwischen dem Diskursiven und dem Nichtdiskursiven beruht, die wir zurückweisen – und wir haben Foucault diesbezüglich explizit kritisiert.“ (ebd.). Butlers Aussage sei damit „sachlich falsch“ (ebd., S. 353).

⁶ Miklitsch (1995, S. 169) fasst diese Problemebeobachtung Laclaus und Mouffes im Rahmen der ersten – vornehmlich post-marxistischen – Rezeptionswelle der Perspektive der beiden als Konfrontation mit zwei Ereignissen, die eine Neubewertung des Marxismus erforderlich machen. Das erste Ereignis wird als eine Art Negativität dargestellt, die sich in den bekannten Misserfolgen und Enttäuschungen der marxistischen Linken widerspiegelt. Hier wird „Marx“ als Metapher für eine Erzählung von Negativität verwendet. Das zweite Ereignis hingegen bezieht sich auf eine Reihe positiver neuer Phänomene, die vereinfachend

„steht gegenwärtig an einem Scheideweg. Die ‚unzweifelhaften Wahrheiten‘ der Vergangenheit – die klassischen Formen der Analyse und politischen Einschätzung, der Charakter der sich im Konflikt befindenden sozialen Kräfte, die besondere Bedeutung der Kämpfe und Ziele der Linken – sind von einer Lawine historischer Veränderungen, die den Boden spalteten, auf dem diese Wahrheiten gründeten, ernstlich herausgefordert worden“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 31).

Sie machen diese Beobachtung vor allem an einer Analyse der Figur des Spontaneismus bei Rosa Luxemburg fest. Anhand Luxemburgs Theorie des „Massenstreiks“, die sich auf eine Analyse des „politischen Streiks“ im „zaristischen Russland“ bezieht, kommen Laclau und Mouffe zu folgendem Schluss: „Die Einheit von ökonomischem und politischem Kampf – daß heißt die wirkliche Einheit in der Arbeiterklasse – *ist eine Konsequenz*“ der „Interaktion und gegenseitige[n] fortwährende[n] Befruchtung zwischen den politischen und ökonomischen Dimensionen des Massenstreiks“ (ebd., S. 39; Herv. d.A.). Laclau und Mouffe „verwerfen“ durch ihre Dekonstruktion nicht nur Luxemburgs, sondern auch Kautskys, Bernsteins, Sorels sowie vor allem Gramscis „Idee, dass der politische Kampf der Emanzipation entlang einer einzigen Konfliktlinie durch eine einzige Kraft (nämlich gemäß marxistischer Vorstellung durch die Arbeiter:innenbewegung) geführt werden könnte“ (Nonhoff, 2016, S. 341). Vielmehr wird fraglich, ob das, was sich als Proletariat zeigt, überhaupt noch als einheitliche Identität behauptet werden kann oder ob Identität, so könnte man eine erste Problematisierung der *Hegemonie* fassen, nicht viel eher Effekt sozialer Interaktionen ist als deren Bedingung. Laclau und Mouffe argumentieren dergestalt gegen eine Essenz sozialer Identität (wie der:s Arbeiter:in an sich) und für die Fragilität jeglicher sozialen Identität (vgl. Glasze & Mattisek, 2015, S. 158). Identität ist für beide vielmehr, so schlussfolgern sie insbesondere aus ihrer Analyse der Hegemonietheorie Antonio Gramscis, Resultat sozialer Interaktion. Mit Gramscis Begriff der Hegemonie fassen Laclau und Mouffe jene Hervorbringung von Identität durch soziale Interaktion genauer: Hegemonie bezeichnet nicht nur einen Terminus der Herrschaft, sondern kann mit dem altgriechischen ἡγεμονία (igemonia) auch als ‚führen‘ oder ‚vorangehen‘ anders gewendet werden (vgl. Candeias, 2007, S. 19). Hegemonie meint dann nicht einfach nur „erzwungene Unterwerfung“; vielmehr wird eine „aktive Zustimmung“ (Barfuss & Jehle, 2014, S. 24) notwendig. Sie bezeichnet eine Gleichzeitigkeit von ‚Führung‘ und ‚Herrschaft‘ (vgl. Ciftci, 2012, S. 112). Hegemonie „ist führend

als „neue soziale Bewegungen“ bezeichnet werden. Diese Bewegungen sind noch heterogener als das traditionelle Konzept der Klasse und fordern die klassischen Analyse- und Berechnungsformen des Marxismus heraus.

gegenüber den verbündeten Klassen und herrschend gegenüber den gegnerischen Klassen“ (Gramsci, 1991, S. 101). Es benötigt die Affirmation derer, die von ihr unterworfen werden, und wendet sich gleichsam gegen jene, die ihre Legitimität anzweifeln – sie ist Konsens, „gepanzert mit Zwang“ (ebd., S. 783). Das heißt aber auch, dass dieser Konsens herbeigeführt werden kann bzw. muss, bspw. durch Überzeugungsarbeit, Rhetorik oder auch sozialen Druck in Diskussionsforen, im Betrieb, in Kultureinrichtungen oder in der Schule, indem Ideen, Projekte, Visionen, Pläne etc. vorgestellt, plausibel gemacht und erarbeitet werden, indem Zweifler:innen ihre Zweifel genommen werden usw. Damit ist auch Konsens ein Effekt sozialer Interaktion.

Dergestalt betonen Laclau und Mouffe die kulturelle und moralisch-normative Dimension des Hegemoniebegriffs: Denn eine Führung, die nicht nur zwingt, sondern vor allem eines Konsenses bedarf, um eine gemeinsame Identität zu konstituieren, „verlangt [...], daß ein Ensemble von ‚Ideen‘ und ‚Werten‘ von einer Anzahl von Sektoren geteilt wird“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 102). Laclau und Mouffe formulieren vor diesem Hintergrund das, was „nicht primär“ als „eine Diskurstheorie“ bezeichnet werden könnte, sondern viel eher als eine Diskursivität des Sozialen (Nonhoff, 2007, S. 8 f.). Ihre theoretische Perspektive thematisiert die Bedingungen der Möglichkeit der Konstitution spezifischer Diskurse und nicht nur die Analyse des Prozessierens der Diskurse selbst. Wenn Identitäten dahingehend nicht mehr per se existieren, sondern vielmehr in sozialen „Vermittlungen“ und „politischen Konstruktionen“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 123) hervorgebracht werden, somit als Effekte von Subjektivierungsprozessen gedacht werden können⁷, dann sind auch „historische Gesellschaftsformation[en] als ein komplexes Ganzes“ Effekt „heterogener sozialer Verhältnisse“ und „komplexe[s] Resultat vielfältiger politischer Artikulationen, die sich aus den widerstreitenden hegemonialen Praxen der verstreuten sozialen Kräfte ergeben“ (Hintz und Vorwallner 2012, S. 17). Und noch weiter gedacht, muss vor diesem Hintergrund auf „die Konzeption der ‚Gesellschaft‘ als fundierende Totalität ihrer Teilprozesse [...] verzichte[t werden]“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 130). Denn es kann nicht gesagt werden, was Gesellschaft letztgültig ist, wenn diese sich erst in ihrer Identität durch soziale Vermittlung hervorbringt. „Wir müssen folglich“ – und hierdurch bereiten Laclau und Mouffe die folgende Argumentation und die Einführung ihrer Begriffe ‚Artikulation‘, ‚Antagonismus‘ und ‚Hegemonie‘ vor – „die Offenheit des Sozialen als konstitutiven Grund beziehungsweise als ‚negative

⁷ Hildebrand und Séville (2015, S. 31) belegen dies: „In Hegemony führen Laclau und Mouffe einen streng diskurstheoretischen, Foucault geschulten Subjektbegriff ein – Subjekte gehen aus den Subjektivierungen antagonistisch organisierter Diskurse hervor, die ihnen einen Platz in einer symbolischen Ordnung zuweisen.“

Essenz‘ des Existierenden ansehen sowie die verschiedenen ‚sozialen Ordnungen‘ als prekäre und letztlich verfehlte Versuche, das Feld der Differenzen zu zähmen“ (ebd., S. 130). Laclau und Mouffe entflechten an dieser komplexen Diagnose ein ganzes Bündel an Konsequenzen, die die Grundlage ihres weiteren Vorgehens in *Hegemonie und radikale Demokratie* bilden.

Die zu betonende Konsequenz liegt in der Behauptung der „Offenheit des Sozialen als konstitutiven Grund beziehungsweise als ‚negative Existenz‘ des Existierenden“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 130). Haben wir es nun mit einem Sozialen zu tun, in dem es gar keine Begründungen mehr geben kann, in dem es unmöglich geworden ist, allgemeine Aussagen über irgendetwas zu treffen, in dem Identitäten sozusagen grundlos, ortlos und ohne jegliche Weise der Repräsentation existieren? Muss „das Soziale“ nun „gänzlich ohne Grundlagen auskommen“, fragt an dieser Stelle auch Posselt provokativ (2013, S. 14), um sich gleich im Nachgang zu erklären. Dergleichen „ist keineswegs gemeint [...], sondern lediglich, dass diese Grundlagen niemals fest und apriori gegeben sind“ (ebd., S. 14). Identitäten (bspw. in Bezug auf ein Differenzfeld möglicher Bedeutungen von race, class, nation, gender etc.) können zwar, so schlussfolgern Laclau und Mouffe durch ihre post-marxistische Analyse, nicht endgültig fixiert werden (vgl. dazu auch Laclau, 2007a). Dadurch ergibt sich ein Soziales, das sich mit „Spaltungen und Fragmentierungen“ hervorbringt (Laclau & Mouffe, 2012, S. 112). Ein solcher zerklüfteter sozialer Raum jedoch „bleibt nicht leer“ (ebd., S. 112): Laclau und Mouffe heben hervor, dass die Unmöglichkeit, Identität festzulegen, selbst „als das Auftauchen und Ausdehnen der neuen artikulatorischen und neuzusammensetzenden Logik der Hegemonie gesehen werden“ muss (ebd., S. 112). Identitäten sind als Resultat sozial performativer Hervorbringungen „innerhalb einer hegemonialen Formation gegeben“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 124). Dergestalt ist „Identität [...] relational geworden. Und weil dieses System von Relationen aufgehört hat, fixiert und stabil zu sein, [...] erscheint der Sinn einer jeden sozialen Identität beständig aufgeschoben/verschoben“ (ebd., S. 124). Die „Unfixiertheit“ (ebd., S. 124) jeglicher sozialer Identität und die damit zusammenhängende „Destabilisierung von Bedeutungen“ (Stäheli & Hammer, 2016, S. 70) bilden die konstitutive „Bedingung jeglicher sozialer Identität“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 124). Und zugleich kann Identität nur in jener Relationalität begründet werden, die gleichsam jegliche Begründbarkeit verunmöglicht. Oder einfacher ausgedrückt: Laclau und Mouffe verweben mit dieser Conclusio ihrer dekonstruktiven Analyse des Marxismus die Unmöglichkeit der Fixierung von Identitäten und Bedeutungen untrennbar mit der Möglichkeit, ebendiese zu begründen und mit diesen Begründungen aber notwendig zu scheitern.

Marchart (2010a, S. 202) wendet diese Tautologie von Unmöglichkeit und Möglichkeit noch einmal anders:

Der „einzige Grund, auf dem wir unsere Versuche, das Feld der Differenzen zu fixieren und Bedeutung zu erzeugen, gründen können, [ist] ein Abgrund [...]: Das Soziale lässt sich auf nichts anderem gründen als auf seiner eigenen Offenheit. Und doch wären wir ohne diese Offenheit – eine Offenheit, die dem Sozialen die Unmöglichkeit signalisiert, sich zu einer Gesellschaft-als-Totalität zu wandeln – nicht in der Lage, bedeutungsfixierende Knotenpunkte zu knüpfen“.

Laclau und Mouffe versuchen, dieses tautologische Ineinander unmöglicher Bedeutungsfixierung als konstitutiver Bedingung für Fixierungsversuche von Bedeutung einerseits mit dem Begriff des Antagonismus⁸, andererseits mit dem Begriff der Artikulation zu fassen: Die Unmöglichkeit der Fixierung von Bedeutungen (Antagonismus) macht die Versuche der Fixierung von Bedeutungen (Artikulation) nicht nur möglich, sondern auch notwendig. Wir versuchen, uns der tautologischen Verwobenheit beider Begriffe im Folgenden zu nähern, indem wir zunächst den Begriff des Antagonismus betrachten, um danach den Terminus der Artikulation zu diskutieren.

3 Antagonismus/Antagonismen

Um die Konfrontation mit der Unmöglichkeit, ein sinnhaftes Soziales festzulegen, und die gleichzeitig provozierten Bestrebungen, dies dennoch zu tun, näher zu beschreiben, nutzen Laclau und Mouffe den Begriff des Antagonismus. Sie schlussfolgern aus ihren bisherigen Beobachtungen: „Aber wenn das Soziale, wie wir dargelegt haben, nur als partieller Versuch existiert, Gesellschaft zu konstruieren [...], ist der Antagonismus als Zeuge der Unmöglichkeit einer endgültigen Naht die ‚Erfahrung‘ der Grenze des Sozialen.“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 165)⁹

⁸ Hierzu bspw. Angermüller (2007, S. 162), der betont: „Die konstitutive Offenheit der Struktur bzw. die Unebenheit des Sozialen gehen auf den Antagonismus zu einem konstitutiven Außen zurück, das die Füllung der Ordnung zu einer in sich geschlossenen Ordnung blockiert.“

⁹ Sie erläutern dabei diese Unmöglichkeit, den Sinn eines beliebigen Gegenstandes zu fixieren, anhand einer Abgrenzung. Indem sie sich fragen, was denn ein antagonistisches Verhältnis überhaupt sei, kommen sie zu der Erkenntnis, dass es sich weder um einen bloßen Widerspruch noch um eine Realopposition (die kantische Realrepugnanz) handelt (vgl. Laclau & Mouffe, 2012, S. 162). „Welchen Typus der Beziehung zwischen den Objekten setzt“ eine antagonistische Beziehung voraus? Im Kern gehen sie davon aus, dass eine Realrepugnanz

Oliver Marchart (2010a, S. 206) verweist nun darauf, dass jenes „Moment des Antagonismus“, die ‚Erfahrung der Grenze des Sozialen‘, mit dem „Begriff des Politischen“ zusammenfällt. Um diesen Zusammenhang zwischen Antagonismus, Politischem und der „Erfahrung der Grenze des Sozialen“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 165) deutlicher umreißen zu können, lohnt eine theoretische Kontextualisierung jenes Begriffs des Antagonismus mithilfe der Perspektive Claude Leforts und Marcel Gauchets, die für Laclau und Mouffe eine zentrale Referenz bildet.

Lefort und Gauchet gehen von einem ähnlichen Punkt aus, zu dem auch Laclau und Mouffe mit ihrer Dekonstruktion des orthodoxen Marxismus gelangen: Für die Gesellschaft ist es gegenwärtig unmöglich geworden, sich einer Identität zu versichern. Hieraus folgt für Lefort und Gauchet eine Konstitution sozialer Zusammenhänge entlang zweier Achsen wie Marchart feststellt:

„Die erste wurde beschrieben als Achse der gesellschaftlichen Selbstentfremdung: In jenem Moment, in dem Gesellschaft sich ihrer Selbstidentität versichert, teilt sie sich und errichtet ein Außen, das durch die Instanz der Macht inkarniert wird. Es bildet sich ein Antagonismus zwischen der Gesellschaft und ihrem Außen. Nun wurde festgestellt, dass eine zweite Trennung oder Teilung im Innern der Gesellschaft operiert: Hier ist es die unauflösbare Spannung zwischen ihren Mitgliedern, die den Antagonismus konstituiert.“ (Marchart, 2010b, S. 26)

Diese erste Trennung, bei der sich die Gesellschaft durch den Versuch, sich selbst darzustellen, von sich selbst abspaltet, thematisieren Lefort und Gauchet mit dem Begriff des *Antagonismus*.

Sie umreißen diesen vor allem durch ihre Perspektive der Dekorporierung der Macht. Als Beispiel dient hier die Enthauptung Ludwigs XVI. – in ihr liegt für Lefort und Gauchet ein irreversibler symbolischer Bruch mit dem monarchischen Dispositiv, aus dem letztlich die Unmöglichkeit der letztgültigen Begründung der modernen westlichen Gesellschaft hervorgeht. Während der absolutistische Herrscher noch dazu in der Lage war, die Gesellschaft durch seinen Körper als Ganzheit zu repräsentieren,¹⁰ ist mit der Hinrichtung ebendieses zugleich

voraussetzen würde, dass „jedes der beiden Glieder unabhängig von seiner Relation zum anderen seine eigene Positivität besitzt“ (ebd., S. 162). Laclau und Mouffe referieren hier auf das Beispiel eines Autounfalls, wobei sie deutlich machen: „Es gibt nichts Antagonistisches bei einem Zusammenstoß zwischen zwei Fahrzeugen: es handelt sich um eine materielle Tatsache, die positiven physikalischen Gesetzen gehorcht.“ (ebd., S. 162 f.)

¹⁰ An mehreren Stellen in ihrem Werk (Vgl. Lefort, 1990a, S. 49, 1990b, S. 256, 1990c, S. 292 f., vgl. aber auch Lefort, 1990d) weisen Lefort und Gauchet auf die Grundlosigkeit des Sozialen über eine Figur hin, die sie Ernst Hartwig Kantorowicz's *The King's Two Bodies: a study in mediaeval political theology* (1981) entnehmen. Hierauf weist Marchart

sakralen als auch (profan-)menschlichen Körpers des Königs ein Bruch zwischen möglichen Gründungen der Gesellschaft (bspw. durch einen transzendenten göttlichen Grund) und dem durch diese Gründungen Gegründeten zu konstatieren. Das „Band zwischen der Gesellschaft und ihrem transzendenten Fundament der Legitimation“ ist durchtrennt (Marchart, 2010b, S. 26), weil die symbolische Repräsentation einer möglichen Einheit von Grund und Gegründetem zerstört wurde. Das hat für Lefort und Gauchet zur Konsequenz, dass „der Ort der Macht [...] zu einer *Leerstelle* [wird]“ (Lefort, 1990c, S. 293). Die Gesellschaft bringt sich für Lefort und Gauchet fortan im Angesicht ihres nun abwesenden Grundes hervor, und damit in Konfrontation des Fehlens möglicher Kriterien der Unterscheidbarkeit zwischen wahr und falsch, legitim und illegitim, relevant und irrelevant usw. Dies hat aber nicht zur Folge, dass Gesellschaft, ob ihrer Grundlosigkeit, aufhört (als vermeintliche Essenz) zu sein. Sie ist vielmehr dazu genötigt, sich selbst zu bestimmen – trotz ihrer Abgründigkeit. Durch diese Trennung vom Ort der Macht wird sie zur *autonomen* Zivilgesellschaft (vgl. Rödel, 1990, S. 16). Die Notwendigkeit der Selbstbestimmung und die Abwesenheit eines Wahrheitskriteriums lassen aber nun jene primordiale Teilung, welche sich durch die Notwendigkeit der Vermittlung offenbarte, die aber durch den göttlichen Kontakt des Königs gekittet werden konnte, aufbrechen und die gesamte Gesellschaft durchziehen. Die Abwesenheit eines positiven Grundes, die aus dem

hin (2010b, S. 25). In den Aufsätzen Leforts und Gauchets bleibt dieser Bezug meist nur implizit. Die von Kantorowicz entlehnte Denkfigur offenbart „das Wesen des monarchischen Systems unter dem Ancien Régime“ (Lefort, 1990c, S. 292). Es funktionierte auf der Oberfläche einer politischen Theologie, die den Monarchen zu einem Teil der sozialen Welt macht und ihn zugleich zum Repräsentanten Gottes auf Erden werden ließ. Der Körper des Königs war also ein *zweigeteilter*: Er teilte sich in ein sterbliches, soziales, individuelles *corpus naturale* und ein unsterbliches, himmlisches und kollektives *corpus mysticum* (vgl. Marchart, 2010b, S. 21). Im monarchischen Dispositiv blieb die Macht in der Person des Souveräns auf doppelte Weise inkorporiert, welche dem Herrscher erstens die Funktion zukommen ließ, als „eine Vermittlungsfigur zwischen den Menschen und den Göttern“ (Lefort, 1990c, S. 292) zu wirken. Er gehörte gleichzeitig einer sozialen Immanenz und dem Ort der Transzendenz Gottes, jenem „unbedingten, außerweltlichen Pol“ (ebd., S. 292), also dem Grund der Gesellschaft, an, was den Körper des Königs zu einer Synekdoche, zu einem Repräsentanten für die Einheit des Sozialen innerhalb des Gleichen werden ließ (Marchart, 2009, S. 229). Seine inkorporierte Macht ließ in ihm den „Garanten und Repräsentanten der Einheit des Königreiches“ erscheinen und „verlieh nun ihrerseits der Gesellschaft körperliche Gestalt“ (Lefort, 1990c, S. 292 f.). Zweitens scheint aber gerade dadurch, dass eine Vermittlung, zwischen der Gesellschaft als Gegründetem und ihrem Grund, über den zweigeteilten Körper des Königs erfolgte, eine *ursprüngliche Teilung* vorzuliegen, die es dem König zwar möglich machte, das Soziale als Ganzes qua Repräsentation und Vermittlung zu inkarnieren, es ihm aber verunmöglichte, mit sich selbst identisch zu werden, was zur Folge hat, dass das durch ihn repräsentierte soziale Ganze gleichermaßen geteilt bleiben muss.

Phänomen der Entkörperung der Macht resultierte, führt zu einer Entflechtung der Macht-, Rechts- und Erkenntnisphären. Recht und Wissen behaupten sich gegenüber der Macht „in einer neuartigen, gleichsam exterritorialen Äußerlichkeit und Unreduzierbarkeit“ (Lefort, 1990c, S. 294). Ein solches Außen erscheint jedoch nur als Differenz innerhalb der Immanenz. Diese Negativität bleibt dabei lediglich Hinweis auf den Grund des Sozialen. Es besteht weder die Möglichkeit, aus dem Sozialen heraus zu bestimmen, was das Außen der Gesellschaft ist, noch ist es sozial besetzbar: „Leer und unbesetzbar, so daß kein Individuum, keine Gruppe ihm kosubstantiell zu sein vermag, erweist sich der Ort der Macht zugleich als nichtdarstellbar.“ (Lefort, 1990c, S. 293) Eine solche Dekorporierung der Macht bildet aber, gerade durch ihre Markierung der Unzugänglichkeit jedweden Außens (es gibt keine Vermittlungsinstanz zwischen konstitutivem Außen und dem Innen des Gesellschaftlichen mehr), die Bedingung der Möglichkeit der Versuche, Identitäten innerhalb des Gesellschaftlichen zu bilden. Diese liegen jedoch im Konflikt miteinander, sie bilden *Antagonismen*.

Diese antagonistische Dimension bei Lefort und Gauchet, das, was sie Politik nennen, markiert die zweite Trennung. Es ist eine „innere Teilung von Gesellschaft“ (Marchart, 2010b, S. 25). Formulierungen wie die, das Gesellschaftliche sei freiheitlich, gleich und solidarisch verfasst, geben zwar dem sozialen Raum eine Form – Lefort und Gauchet nennen dies *mise en forme*. Sie lösen aber auch Konflikte aus. Denn entscheidend an dieser sozialen Formgebung ist zweierlei: Erstens gibt es „keine Dimension des gesellschaftlichen Raumes, die ‚vor‘ ihrer Formgebung existiert“ – das konstitutive, aber unzugängliche Außen, *das Politische*, „hat in diesem Sinne logische Priorität vor dem Gesellschaftlichen“ (Marchart, 1998, S. 102 f.). Zweitens muss *mise en forme* selbst in dreifacher Weise verstanden werden, nämlich formend, aber gleichsam als Sinngebung (*mise en sense*) und Inszenierung (*mise en scène*) dieser Formgebung. Unterscheidungen zwischen wahr/falsch, legitim/illegitim, erlaubt/verboten geben dem sozialen Raum eine intelligible Form und verleihen ihm Sinn. Diese Behauptungen von Form- und Sinnhaftigkeit bedürfen rhetorischer Inszenierungen, die in Konflikt mit anderen rhetorisch inszenierten Form- und Sinngebungen des Sozialen treten. Eine solche Inszenierung muss sich dabei notwendig auf ein Außen beziehen, dessen Unzugänglichkeit als etwas Zugängliches inszeniert wird.

Worauf bezieht sich bspw. die Behauptung, das Soziale sei gleich, frei und solidarisch konstituiert? Sie kann unterschiedlich gelesen werden. So wurden bspw. während der Französischen Revolution nach der Erklärung der Menschenrechte nur männliche Bürger als frei und gleich aufgerufen bzw. als diejenigen bezeichnet, mit denen man solidarisch sein sollte. Frauen wurden hiervon ausgeschlossen. Hier wird der leere Ort der Macht als Außen auf spezifische Weise

durch eine partikulare Männlichkeit besetzt. Gleichsam erscheint diese partikulare Besetzung jenes leeren Ortes der Macht als konstitutiv. Nur durch Bezugnahme auf ein Außen, „von dem aus Gesellschaft gesehen und benannt werden kann“ (Marchart, 2009, S. 227), ist es möglich, das originäre geteilte Soziale bzw. die in ihm sich artikulierenden Identitäten als Ganzes zu denken. Da jedoch jener „Ort des Überflugs“ (Lefort & Gauchet, 1990, S. 95) sozial unzugänglich ist, kann sich das Gesellschaftliche nur konstituieren, „insofern sich ihre Selbstidentität von einem symbolischen Pol aus manifestiert“, der „nicht Teil des Inneren der Gesellschaft sein kann“, sondern „außerhalb von ihr liegen [muss]“ (Marchart, 2009, S. 227). Solcherlei Inszenierungen scheinbarer universeller Identität (bspw. der proletarische Mensch/die proletarische Identität, um in Laclaus und Mouffes dekonstruiertem Beispiel zu bleiben) sind allerdings nicht davor gefeit, sich in ihrer Nicht-Verallgemeinerbarkeit, sprich Partikularität, zu zeigen. Inszenierungen sind so, folgt man Lefort und Gauchet (1990, S. 98) weiter, „unablässig dazu genötigt [...], die Spuren auszulöschen, durch die [ihre – d.A.] Partikularität von neuem sichtbar wird. Indem so die Macht beständig daran arbeitet, als *Anderes* wahrgenommen zu werden, vervielfältigt sie die Zeichen ihrer Transzendenz“. Die Repräsentation von Identität ist damit ständig bemüht, die Spuren ihrer Partikularität auszulöschen. Sie ist permanent bestrebt, sich als angehöriger Teil des konstitutiven *Anderen* der Ordnung bzw. als dasjenige darzustellen, das über einen Zugang zum konstitutiven Grund des Sozialen verfügt. Oder anders gewendet: Diese Inszenierung ist ständig damit beschäftigt, nicht in ihrer Partikularität sichtbar zu werden.¹¹ Diese Versuche, den Grund des Gesellschaftlichen zu repräsentieren, müssen jedoch zwangsläufig scheitern, weil sie lediglich die Differenz zwischen dem zu Repräsentierenden und dem Repräsentierten im symbolischen Bereich aufzeigen. Die unmöglich gelingende, aber notwendige Selbstrepräsentation der Gesellschaft zieht einen Riss in diese ein, eine *originäre Teilung des Gesellschaftlichen*, die konstitutiv für die Gesellschaft ist. Was in diesem originär geteilten sozialen Raum ohne Gehalt ausbricht – und das ist der zweite für Laclau und Mouffe relevante Punkt –, sind nichts anderes als offene Konflikte um Wahrheit, Legitimität und Macht: um den wahren Herrscher, das wahre Recht, das wahre Wissen, die Verfügbarkeit des Grundes des Sozialen inszenieren, sodass ein symbolischer Ort im Sozialen entsteht, der scheinbar auch Teil des

¹¹ Und diese *Inszenierung von Andersheit*, jene ‚Kluft‘ zwischen Macht und Zivilgesellschaft muss permanent, unter Berufung auf die Insignien der Macht, wieder-hergestellt werden, ansonsten würde die Macht in den Augen aller unglaubwürdig werden. „*Keine Macht, die nicht ostentativ wäre*“ (Lefort & Gauchet, 1990, S. 98 f.).

konstitutiven Außen ist.¹² Diese Antagonismen sind es, an denen sich Politisches und Politik, Antagonismus und Antagonismen, Außen und Innen überkreuzen. Die Unzugänglichkeit und ausschließlich negative Präsenz jeglicher Grundlage sozialer Identität wirkt dahingehend einerseits dynamisierend. In diesem Kontext artikulieren sich Antagonismen „im Ausgang von und als Funktion der politischen Teilung“ (Gauchet, 1990, S. 219). Andererseits verweist das stete Prozessieren selbst auf die Negativität des Antagonismus. Das unhintergehbare Scheitern der Grundlegungsbemühungen des Politischen offenbart immer wieder eine Differenz, welche die sozial immanenten Antagonismen ständig erneuert. Diese können ihrerseits als Bemühungen betrachtet werden, sich in Beziehung zum Politischen zu setzen. Der unschließbare Raum der Differenz des Politischen ist damit Bedingung der (Un-)Möglichkeit des Raumes der (notwendigen) Schließungen der Politik (vgl. Marchart, 1998, S. 101).

Wenn Laclau und Mouffe von Antagonismus bzw. Antagonismen sprechen, so referieren sie mit ihrer Ausführung darauf, dass „die Präsenz des Anderen [...] mich daran [hindert], gänzlich Ich selbst zu sein“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 164), auf jene Differenzierung zwischen Politischem und Politik, Antagonismus und Antagonismen, die sich bei Lefort und Gauchet findet. Allerdings gehen sie noch darüber hinaus, indem sie das konturieren, was hier als Anderer der eigenen Identität auftaucht. Dieser Andere ist weder „positiv differentielles Moment einer Kausalkette“ noch bloß „logische Unmöglichkeit“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 164 f.). Um in Laclaus und Mouffes dekonstruiertem Beispiel zu bleiben, so ist die Unmöglichkeit, Proletarier:in zu sein, erstens nicht positiv darin begründbar, nicht Bourgeoise zu sein. Eine proletarische Existenz ist zugleich auch kein jenseits realer Verhältnisse existierender Widerspruch. Proletarier:in ist man nicht nur nicht, weil man nicht Bourgeoise ist, und Bourgeoise nicht nur nicht, weil man nicht Proletarier:in ist. Der Antagonismus „entsteht“ vielmehr als „Verhältnis nicht aus vollen Identitäten, sondern aus der Unmöglichkeit ihrer Konstitution“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 164). Er konstituiert sich

¹² Zugleich ist jener dreifache Prozess der Formgebung, der Sinngebung und Inszenierung, aufgrund der logischen Priorität des Politischen, als immer schon ablaufend und vorgängig anzusehen und kann nicht einfach einen utopischen Grund fabulieren: „Wir erfahren Gesellschaft also immer schon als *geformt, sinnhaft* und sich selbst *repräsentierend*“ (Marchart, 2009, S. 227). Die Repräsentation von Identität muss sich deshalb, aufgrund dieser immer schon vorhandenen Form des Sozialen, (inszenierend) auf „die jeweilige Verfassung“ des gesellschaftlichen Raumes, also ihren eigenen Kontext, beziehen, bspw. auf eine „legendäre Vergangenheit“; dies ist typisch für den ostentativen Charakter der Macht (vgl. Lefort & Gauchet, 1990, S. 98).

gerade im Scheitern eindeutiger Identitäten. Selbst „die Kraft, die mich antagonisiert“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 165), kann keine positive Existenz annehmen. So ist bspw. auch die Relation sozialer und ökonomischer Ungleichheit, spezifischer Privilegien und Benachteiligungen nichts, was objektiv existieren würde; sie wird in sozialen Verhältnissetzungen hervorgebracht. „[I]hr objektives Sein ist ein Symbol meines Nicht-Seins und wird auf diese Art und Weise von einer Pluralität von Bedeutungen überflutet.“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 165) Der Antagonismus bringt dahingehend als Provokation möglicher Fixierungen von Sinnhaftigkeit und Identität nicht Objektivität hervor, sondern „konstituiert die Grenzen jeder Objektivität, die sich als partielle und prekäre *Objektivität* enthüllt“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 165). Für Laclau und Mouffe ist es jetzt insbesondere die „Sprache“, an und in der sich der Antagonismus nicht als „objektives Verhältnis“ zu erkennen gibt, sondern vielmehr als ein „Verhältnis“, an dem die „Grenzen jeder Objektivität gezeigt werden“; er ist das „Scheitern der Differenz“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 165).

4 Artikulation

Folgt man Mattutat und Breuning (2017, S. 74), so ist es „ein Verdienst der Diskurstheorie“ Laclaus und Mouffes „herauszustellen, dass sich persönliche, politische und begriffliche Identität durch tätige Bezugnahme, d. h. durch Handlungen bildet“. Dies leisten sie durch die Entwicklung des Artikulationsbegriffs, der sich nicht ohne den zuvor beschriebenen Begriff des Antagonismus denken lässt. Laclau und Mouffe arbeiten ihre Perspektive auf das als Diskurs verstandene Soziale als etwas aus, das sich dadurch dynamisiert, dass aufgrund der Nicht-Fixierbarkeit der Identität des Sozialen praktische Versuche entstehen, Bedeutungen, Sinnhaftigkeiten und Identitäten hervorzubringen, sprich Artikulationen. Der Artikulationsbegriff, vom Lateinischen *articulus*, kann übersetzt werden als Abschnitt, Teil, Glied (vgl. Saussure, 2016, S. 11), aber auch Gelenk. Laclau und Mouffe verstehen unter Artikulation eine spezifische Form sozialer „Praxis“ und nicht einen „gegebenen relationalen Komplex“ bestimmter Positionen zueinander (Laclau & Mouffe, 2012, S. 127). Ein Diskurs, verstanden als Gleichzeitigkeit unmöglicher Fixierung und Praktiken der Fixierungsversuche, besteht dergestalt nur „in der Praxis“ einer „Artikuliertheit“ (Reckwitz, 2011, S. 303). Es ist also, um die beiden Seiten des Diskursbegriffs bei Laclau und Mouffe einfach zu formulieren, zwar einerseits nicht möglich, etwas im Sozialen dauerhaft und jenseits jeglicher Kontingenz festzulegen. Gleichzeitig müssen aber andererseits Versuche unternommen werden, eine solche Festlegung zu erreichen.

Die Praxis der Artikulation bildet demnach die mit der notwendigen Offenheit des Sozialen untrennbar verbundene Kehrseite des Diskurses bei Laclau und Mouffe. Zugleich existiert kein Zustand des Sozialen jenseits einer spezifischen (bereits im Vorfeld bestehenden) Artikuliertheit.

Im Anschluss an die und in Verschiebung der strukture(n) Zeichentheorie Ferdinand de Saussures (2016) formulieren Laclau und Mouffe eine Perspektive, in der die Hervorbringung von Bedeutung und Identität an „das methodische Prinzip“ gekoppelt wird, „den Gegenstand als Produkt von Differenzen zu analysieren“ (Angermüller, 2007, S. 161; vgl. hierzu auch Reckwitz, 2011, S. 300). Artikulation wird in diesem Rahmen als ein Terminus entwickelt, der eine Praxis der diskursiven Erzeugung von Sinn, Bedeutung und Identität durch ein „In-Beziehung-Setzen“ (Nonhoff, 2007, S. 36) von Elementen qua Differenzierung (vgl. Laclau & Mouffe, 2012, S. 141) beschreibt. Sprache bildet dabei den Bereich, in dem sich Artikulation vollzieht (vgl. Saussure, 2016, S. 11). Ein Zeichen (*signe*) konstituiert sich als eine spezifische Relation von „Vorstellung und Lautbild“ (ebd., S. 28), von Bezeichnetem (Signifikat) und Bezeichnendem (Signifikant) (vgl. dazu auch ebd., S. 29 und Marchart, 2017, S. 57). Saussures prominentes Beispiel ist das Zeichen *arbor* – Baum. In der „Alltagssprache“ wird das Wort *Baum* (Signifikant) verwendet, dabei aber immer etwas Konkretes bezeichnet – bspw. eine Birke (Signifikat). Reckwitz (2008, S. 19) leitet aus einer Besprechung der strukturalen Zeichentheorie Saussures drei Punkte ab, die auch für die Perspektive Laclaus und Mouffes zentrale Bedeutung haben: Erstens unterscheidet Saussure in Bezug auf die Sprache zwischen zwei Konzepten: *parole* und *langue*. *Parole* bezieht sich auf die individuelle Verwendung von Sprache in konkreten Situationen und ist stets situativ und individuell. *Langue* hingegen beschreibt das allgemeine System von Zeichen in der Sprache, das bestimmten Regeln und Mustern folgt, die eine Voraussetzung für die individuelle Verwendung von Sprache darstellen und sich als Differenzsystem hervorbringen. Zweitens zeichnet sich das Zeichensystem der Sprache durch eine komplexe Struktur aus, die aus Signifikant und Signifikat besteht, also aus der Form und dem Inhalt eines Zeichens. Ein Signifikant ist lediglich der formale Aspekt eines Signifikats, und zwischen ihnen besteht immer eine Differenz (wie am Bsp. *arbor* und seiner alltäglichen Verwendung gezeigt), da der Prozess des Bedeutungszuweisens den Signifikanten mit Inhalt füllt. Ein Zeichen ruft dabei eine „arbiträre“ Relation zwischen Signifikant und Signifikat hervor, was heißt, dass ein kontingentes „Band“ zwischen Signifikant und Signifikat gestiftet wird, das aber lediglich im Rahmen seiner ständigen Hervorbringung existiert (Saussure, 2016, S. 29). Drittens, und dies ist ein zentraler Punkt im Strukturalismus Saussures,

sind diese doppelbödigen Zeichen in ein Zeichensystem eingebettet, das den Zeichen vorausgeht. Zeichen erhalten ihre Identität innerhalb dieses Systems durch ihre Unterscheidung von anderen Zeichen, wodurch ein differenzielles Zeichensystem entsteht, das trotz der Unterschiede zwischen Signifikant und Signifikat relativ stabil bleibt. Laclau und Mouffe setzen an dem von ihnen eingeführten Terminus des Antagonismus an: „Die Objekte erscheinen artikuliert, nicht wie Teile in einem Uhrwerkmechanismus, sondern weil die Präsenz einiger von ihnen in den anderen das Nähen der Identität eines jeden von ihnen verhindert.“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 141) Eben weil die Artikuliertheit des Diskurses die vollständige Identität spezifischer Momente verhindert, weil sich eine Differenz zwischen Signifikant und Signifikat permanent zu zeigen scheint, besteht eine Notwendigkeit, (kontingent bleibenden) Sinn, Bedeutung und Identität unentwegt hervorzubringen.

Sie verstehen demnach unter Artikulation „jede Praxis, die eine Beziehung zwischen Elementen so etabliert, daß ihre Identität als Resultat einer artikulatorischen Praxis modifiziert wird. Die aus der artikulatorischen Praxis hervorgehende strukturierte Totalität nennen wir *Diskurs*. Die differenziellen Positionen, insofern sie innerhalb eines Diskurses artikuliert erscheinen, nennen wir *Momente*. Demgegenüber bezeichnen wir jede Differenz, die nicht diskursiv artikuliert ist, als *Element*“ (Laclau & Mouffe, 2012, S. 141). Laclau gibt in *New Reflection on the Revolutions of our Time* zwei sehr anschauliche Beispiele. Das erste leiht er sich aus Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* § 2¹³ (1999, S. 3): „Let us suppose that I am building a wall with another bricklayer. At a certain moment I ask my workmate to pass me a brick and then I add it to the wall.“ (Laclau, 1990, S. 100) Für Laclau ergeben sich in diesem Zusammenhang zwei Ebenen, auf denen Sinn innerhalb des diskursiven Rahmens praktisch produziert wird. Einerseits konstatiert er das Bestehen einer sprachlichen Praxis, mit der Sinn erzeugt wird: „asking for the brick“; andererseits beschreibt er

¹³ Dort heißt es in Referenz auf Augustinus: „2. Jener philosophische Begriff der Bedeutung ist in einer primitiven Vorstellung von der Art und Weise, wie die Sprache funktioniert, zu Hause. Man kann aber auch sagen, es sei die Vorstellung einer primitiveren Sprache, als der unsern. Denken wir uns eine Sprache, für die die Beschreibung, wie Augustinus sie gegeben hat, stimmt: Die Sprache soll der Verständigung eines Bauenden A mit einem Gehilfen B dienen. A führt einen Bau auf aus Bausteinen; es sind Würfel, Säulen, Platten und Balken vorhanden. B hat ihm die Bausteine zuzureichen, und zwar nach der Reihe, wie A sie braucht. Zu dem Zweck bedienen sie sich einer Sprache, bestehend aus den Wörtern: ‚Würfel‘, ‚Säule‘, ‚Platte‘, ‚Balken‘. A ruft sie aus; B bringt den Stein, den er gelernt hat, auf diesen Ruf zu bringen. – Fasse dies als vollständige primitive Sprache auf.“ Von dem, was Wittgenstein hier „vollständige primitive Sprache“ nennt, leitet Laclau seine Position der diskursiven Erzeugung von Sinn ab.